

Martin Endres

›STILL TO COME‹

Das kommende Trauma *oder* Die Affirmation des Symbolischen

Nach den Terroranschlägen auf das World Trade Center im Jahr 2001 hat sich sowohl im nationalen politischen Diskurs der Vereinigten Staaten als auch in den zahlreichen Deutungen der Katastrophe der Begriff ›post-9/11‹ zu einem zentralen Terminus etabliert. ›Post-9/11‹ wurde zum Signifikanten einer entscheidenden und unwiderruflichen Zäsur der amerikanischen Geschichtsschreibung sowie der weltweiten medialen Berichterstattung: Nach der Zerstörung der Twin Towers – so die beinahe einhellige Meinung – muss ›anders‹ und ›Anderes‹ geredet werden.

Das Denken des ›post-9/11‹ fand sein Echo in zahlreichen Positionen gegenwärtiger philosophischer und psychoanalytischer Theorien – am stärksten sicherlich in Catherine Malabous Publikation *Les nouveaux blessés* von 2007.¹ Ausgehend von Sigmund Freud und Jacques Lacan entwickelt Malabou in einer Analyse der ›traumatismes contemporains‹ ein neues Verständnis des post-traumatischen Subjekts für das 21. Jahrhundert. Ihr zufolge lässt sich das ›Trauma‹ nicht mehr gemäß der klassischen strukturalen Psychoanalyse im Sinne Freuds und Lacans beschreiben, derzufolge es einen unerwarteten Schock bzw. einen gewaltsamen Einbruch des Realen bezeichnet, den das Subjekt nicht verwinden kann und der sich jeder Benennung entzieht.

Für Freud und Lacan führt ein solch gewaltsamer Einbruch eines *externen* Realen zu einer Verdrängung des Ereignisses, wodurch die bereits existierende innere ›psychische Realität‹ modifiziert und restrukturiert wird. Das bedeutet – um mit Slavoj Žižek zu sprechen – dass »jedes externe Trauma ›aufgehoben‹, internalisiert [wird und] seine Wirkung dem verdankt, wie sehr das prä-existente Reale der ›psychischen Realität‹ davon betroffen ist. Selbst das gewaltsamste Eindringen des externen Realen verdankt seinen traumatisierenden Effekt der Resonanz«², die es in der Struktur und den Mechanismen des Unbewussten findet. Entsprechend kann das externe Trauma als etwas beschrieben werden, das das Subjekt für immer zeichnet und bestimmt – gleichzeitig aber hat das Subjekt kein Bewusstsein davon.

Der entscheidende Punkt in der Theorie von Freud und Lacan ist der ›retroaktive‹ Charakter des Traumas, seine ›Nachträglichkeit‹: Die ›Urszene‹,

1 Catherine Malabou: *Les nouveaux blessés. De Freud à la neurologie, penser les traumatismes contemporains*, Paris: Bayard Jeunesse 2007.

2 Slavoj Žižek: »Descartes and the Post-Traumatic Subject«, in: *Filozofski vestnik*, Vol. XXIX, Number 2 (2008), S. 9-29; hier: S. 11; übersetzt von M.E.

d.h. die Erfahrung des katastrophalen Ereignisses fungiert lediglich als ein Platzhalter – das ›eigentliche‹ Trauma entsteht erst nachträglich durch Wiederholung. Erst infolge der Retroaktion, erst infolge der Wiederholung des ersten Ereignisses ›realisiert‹ sich die Bedeutung der Erfahrung, die »nachträglich traumatisiert, in ein traumatisches Reales gehoben wird. [...] Die ursprüngliche [Begebenheit] ist die symbolische Blockierung, und das traumatisierende Ereignis wird wiederbelebt, um die Lücken im Bedeutungsuniversum zu füllen«³. Um es drastischer zu formulieren: Das Trauma »existiert im Realen, aber nur weil und nachdem es im Symbolischen gebildet wurde«⁴.

An diesem Punkt setzt Malabous Kritik an: Freud und Lacan verfallen in ihren Augen beide einer ›tentation du sens‹, einer ›Versuchung des Sinns‹. Für Malabou repräsentieren Terroranschläge wie die Zerstörung der Twin Towers eine neue Dimension ›abstrakter‹, ›anonymer‹ und ›sinnloser‹ Gewalt, die sich jeder Interpretation und jeder hermeneutischen wie sprachlichen Bewältigung entzieht. Während für Freud und Lacan derart katastrophale Ereignisse vom Subjekt verdrängt werden und sich dessen psychische Konstitution sowie die Struktur des Unbewussten dadurch lediglich verändert, bewirkt es für Malabou eine direkte und völlige Zerstörung der Persönlichkeit: Die ›nouveaux blessés‹ sind durch den ›Tod‹ ihrer alten Subjektivität gänzlich von der eigenen Vergangenheit abgeschnitten, sie besitzen kein Narrativ mehr – weder von den Ereignissen, die diesen post-traumatischen Zustand ausgelöst haben, noch von ihrer bisherigen Identität.

Die Katastrophe widersetzt sich Malabou zufolge also nicht nur jeder sprachlichen Benennung, sondern auch jeder Verdrängung in Form einer metaphorischen Substitution innerhalb der symbolischen Ordnung, insofern es diese Ordnung vollständig auslöscht. Daraus schließt sie, dass diese traumatisierenden Ereignisse jedwede Zweckkausalität unterlaufen und jede Interpretation unmöglich machen. »Der Feind«, so Malabou, »ist die Hermeneutik«⁵.

Im folgenden möchte ich eine kritische Position gegenüber Deutungen wie der Malabous einnehmen. Ich will dafür argumentieren, dass die Zerstörung des World Trade Centers keinen Gewaltakt »sans signification«⁶ darstellte, sondern vornehmlich den Angriff auf eines der semantisch hoch kodiertesten Symbole der westlichen Welt. Es war gerade kein – um Kristiaan Versluys zu zitieren – »limit event that shatter[ed] the symbolic resources of the culture and defeat[ed] the normal process of meaning-making and cognition«⁷, ein Ereignis, das noch heute absolut jenseits der Sprache steht, jenseits jeder sprachli-

3 Slavoj Žižek: *Lacan. Eine Einführung*, übers. v. Karen Genschow u. Alexander Roesler, Frankfurt am Main: Fischer 2008, S. 100.

4 Anke Geertsma: »Redefining Trauma Post 9/11: Freud's Talking Cure and Foer's Extremely Loud and Incredible Close«, in: *aspeers* 4 (2011), S. 91-108, hier: S. 96; übersetzt von M.E.

5 Malabou, *Les nouveaux blessés*, S. 235; übersetzt von M.E.

6 Ebd., 261.

7 Kristiaan Versluys: *Out of the Blue. September 11 and the Novel*, New York: Columbia University Press 2009, S. 1.

chen Repräsentation. Meines Erachtens handelte es sich bei der Zerstörung der Twin Towers um einen – in Lacanschen Termini ausgedrückt – Angriff auf das ›Imaginär-Reale‹ der amerikanischen Gesellschaftsordnung und der kapitalistischen Marktwirtschaft.

Das nachhaltig Schockierende von 9/11 waren nicht (allein) die etwa 3000 Opfer, die infolge der vier koordinierten Selbstmordattentate der al-Quaida starben, und nicht die Zerstörung zweier Hochhäuser im Zentrum von Manhattan. 9/11 war keine Naturkatastrophe wie etwa das Erdbeben im Indischen Ozean im Jahr 2004 und die dadurch ausgelöste Flutwelle, bei der in vierzehn Ländern über 230.000 Menschen ums Leben kamen. Die *wahre* Katastrophe war nicht der menschliche, materielle, ökonomische oder ökologische Verlust, sondern die Zerstörung des Selbstbildes der westlichen und insbesondere der amerikanischen Gesellschaft. George W. Bush spricht in seiner Kongress-Rede vom 20. September 2001 davon, dass »these terrorists kill not merely to end lives, but to disrupt and end a way of life«⁸. Diese Sicht auf die Anschläge von 9/11 findet ihren Ausdruck in der Gründung des *United States Department of Homeland Security*, die wohl die größte Neustrukturierung der U.S. Regierung in den letzten 200 Jahre darstellt.

Dieser Perspektivwechsel ist entscheidend und bildet den Ausgangspunkt meiner Überlegungen: Wenn die Katastrophe des 11. September als ein Versuch verstanden werden kann, das Selbstbild der Vereinigten Staaten zu zerstören, und als ein Angriff auf die imaginäre Ordnung der amerikanischen Gesellschaft, so verlangt dies eine weitaus komplexere Deutung der Ereignisse. Der Terroranschlag war somit nicht (nur) das Unnennbare, das in die Symbolische Ordnung eindrang und diese restrukturierte, sondern bereits in diese eingeschrieben und von ihr präfiguriert.

Folgt man der von Lacan formulierten Logik des Traumas, hätte ein solch massiver Einbruch des Realen als Irritation und Modifikation der Symbolischen Ordnung in den letzten Jahren sichtbar werden und folglich zu einer Irritation und Modifikation der Selbstbeschreibung und der kollektiven Identität der Vereinigten Staaten führen müssen. Tatsache ist, dass eine solche Veränderung nicht eintrat: Begriffe wie ›Freiheit‹, ›Demokratie‹, ›Kapitalismus‹ oder ›Terrorismus‹ wurden infolge der Ereignisse vom 11. September nicht neu definiert oder neu besetzt, sondern in ihrer bestehenden Bedeutung *affirmiert*. In diesem Zusammenhang kann die Rede von George W. Bush als ein Zeugnis für diese unveränderte Haltung herangezogen werden: Auf die Frage »Why do they [the terrorists] hate us [the American people]?« antwortete Bush »They hate what they see right here in this chamber: a democratically elected government. [...] They hate our freedoms: our freedom of religion, our freedom of speech, our freedom to vote and assemble and disagree with each oth-

8 »Transcript of President George W. Bush's address to a joint session of Congress on Thursday night« (September 2001, zit. 17.08.2012), http://articles.cnn.com/2001-09-20/us/gen.bush.transcript_1_joint-session-national-anthem-citizens/4?_s=PM:US.

er.«⁹ Mit dem ›war against terrorism‹ proklamierte Bush eine ›Antwort‹ auf die Terroranschläge, bei der sich die Amerikaner nicht auf »one battle« einstellen sollen, sondern auf »a lengthy campaign unlike any other we have ever seen«¹⁰. Das Bemerkenswerte an diesem sogenannten ›fight for freedom‹ ist, dass er beispielsweise an mittelalterliche Vorstellungen wie die ›Kreuzzüge gegen die Heiden‹ anknüpft – Bush gelobt gar »to rid the world of evil-doers [and] not let evil stand«¹¹.

Das Problem ist, dass die oben genannten Signifikanten (›Freiheit‹, ›Demokratie‹, ›Kapitalismus‹ etc.) nur noch ›nichtssagende/ausgehöhlte Benennungen‹¹², Signifikanten mit einer längst überkommenen Bedeutung darstellen, die aber noch immer unsere Alltagssprache bestimmt. Für Alain Badiou lässt sich eine Frage wie ›Wer oder was ist ein Terrorist heutzutage?‹ bzw. – um es zuzuspitzen – ›Wer oder was ist ein Terrorist nach 9/11?‹, nicht einfach durch etablierte Begriffe beantworten. Definitionen wie die aus U.S. Army-Handbüchern, in denen Terrorismus bestimmt wird als »the calculated use of violence or threat of violence to attain goals that are political, religious, or ideological in nature [...] through intimidation, coercion, or instilling fear«¹³, können nur noch als Basis einer kritischen Prüfung und Neubestimmung unseres Sprachgebrauchs dienen, da auch die Begriffe, die in dieser Definition Verwendung finden (›political‹, ›religious‹, ›ideological‹), selbst fragwürdig geworden sind.

Entscheidend ist, dass diese unkritische Affirmation des Symbolischen nicht zu einem reflexiven Bewusstsein der genannten Signifikanten führte, die das Imaginäre unserer Gesellschaft konstituieren. Meines Erachtens kann dies nicht mehr als eine ›paralysierte Benommenheit‹ oder als ein ›vorübergehend verleugneter Unglaube‹¹⁴ entschuldigt werden. Die besondere Logik des Traumas von 9/11 ist vielmehr folgende: Die Tatsache, dass der Einbruch des Realen *keine* Veränderung des Sprechens *über* dieses Reale und seine Folgen auslöste, ist Zeugnis einer Verdrängung der Katastrophe, und nicht deren – mehr oder minder ›erfolgreiche‹ – Bewältigung.

Meine These ist, dass wir uns nicht ›post-9/11‹ befinden, sondern noch immer auf der (Bewusstseins-)Stufe des Urzustandes des Traumas. Wir stehen in der Mitte *zweier* Ereignisse und haben etwas in unser Unbewusstes eingetragen, über das wir alles andere als Klarheit besitzen. Was 9/11 bedeuten *wird*, was es ›gewesen sein wird‹ und wie darüber gesprochen werden kann, ist ›still to come‹ – es ist das kommende Trauma als die Rückkehr des Verdrängten.

9 Ebd.

10 Ebd.

11 Manuel Perez-Rivas: »Bush vows to rid the world of ›evil-doers‹«, in: CNN.com/U.S. (September 2001, zit. 05.12.2012), <http://archives.cnn.com/2001/US/09/16/gen.bush.terrorism/>

12 Vgl. Alain Badiou: »Philosophy and the ›war against terrorism‹«, in: *Infinite Truth. Truth and the Return to Philosophy*, London, New York: Continuum 2004, S. 141-164; hier: S. 142.

13 Zit. nach Noam Chomsky: »9-11« (2001, zit. 17.08.2012), http://www.thirdworldtraveler.com/Chomsky/9-11_Chomsky.html

14 Vgl. Badiou, »Philosophy and the ›war against terrorism‹«, S. 146.

Mit den folgenden Ausführungen will ich daher zeigen, dass nicht nach (den Gründen oder Modi) einer *Terminierung* des Diskurses gefragt, sondern vielmehr dessen *Eröffnung* gefordert werden sollte. Das Problem ist meines Erachtens nicht eine – im Sinne Malabous – unwiderrufliche Zerstörung des imaginären Selbstverständnisses, die jegliches Narrativ unmöglich macht – im Gegenteil: Die scheinbare Stabilität des Imaginären der westlichen Gesellschaft weist auf ein noch ausstehendes Ausbrechen des Traumas hin – und eine darauf reagierende sprachliche Thematisierung.

Nun stellt sich jedoch die Frage, worin die Alternative dazu besteht, einfach auf dieses entscheidende zweite Ereignis zu warten, das die Aufdeckung des Verdrängten und seine Auswirkungen auf das präfigurierte Reale unserer ›inneren Realität‹ auslöst. Denn eben diese Aufdeckung muss den nächsten Schritt bedeuten, da es nicht genügt, die Verdrängung einfach nur passiv zur Kenntnis zu nehmen. Oder um es mit Hegel zu sagen: »Das Bekannte überhaupt ist darum, weil es *bekannt* ist, nicht *erkannt*.«¹⁵

Doch wenn diese zweite Konfrontation mit den Terroranschlägen auf das World Trade Center weder in einem Wiederaufbau der Signifikantenordnung bestehen kann, die gemeinsam mit den Twin Towers zerstört wurde, noch die einfache Übersetzung der ›traumatischen Erinnerung‹ in eine ›narrative Erinnerung‹ möglich ist,¹⁶ – worin soll die Eröffnung des Diskurses gründen, und wie soll sich dieses ›neue Sprechen‹ gestalten? In meinen Augen ist die Aufdeckung dieses ›unknown known‹ des Verdrängten nur in einem Sprechen denkbar, das die kontinuierliche Affirmation der überkommenen Signifikanten überwindet: Einem Sprechen, das in seinem Vollzug zugleich die Bedingung der Möglichkeit des Sprechens ausdrückt und darstellt und damit die Momente kritisch reflektiert und zur Diskussion stellt, auf denen es selbst aufruht.

Ich will im Folgenden dafür argumentieren, dass Literatur ein wichtiger, wenn nicht gar der einzige Weg ist, der sprachlichen Verdrängung von 9/11 zu begegnen und sich ihrer bewusst zu werden. Die Behauptung der ›Undarstellbarkeit‹ des Traumas aufgrund der Unüberschreitbarkeit der Sprache gründet im Glauben an eine direkte und eindeutige Bezeichnung der Katastrophe – tatsächlich lässt sich das Gegenteil behaupten und folgendermaßen pointiert formulieren: Nur in, durch, aufgrund und infolge der Sprache gibt es ein Unaussprechliches.¹⁷ Mit Anke Geertsma ist der daraus erwachsende Anspruch der Literatur dahingehend zu spezifizieren, dass es mehr darauf ankommt »[to consider] the construction of the trauma in the Symbolic rather than its inscription in the Real«. ¹⁸

15 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Phänomenologie des Geistes*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979, S. 35.

16 Vgl. Versluys, *Out of the Blue*, S. 4.

17 Vgl. Linda Belau: »Trauma and the Material Signifier«, in: *Postmodern Culture* 11.2 (2008), S. 20; (zit. 05.12.2012), <http://pmc.iath.virginia.edu/text-only/issue.101/11.2belau.txt>.

18 Vgl. Geertsma, *Redefining Trauma Post 9/11*, S. 96.

Meines Erachtens ermöglicht die Selbst-Referentialität poetischer Rede eine Reflexion auf die Verdrängung *als* Verdrängung und unterminiert zugleich die vorgeblich stabile und unwandelbare Struktur der Alltagssprache. Literatur forciert die geforderte Reflexion auf die Bedingung der Möglichkeit des Sprechens – nicht in Form einer Meta-Sprache, sondern indem sie *in sich* die signifikative Logik eines Sprechens über etwas enthüllt, das sich prinzipiell jeder Bezeichnung widersetzt. Mit anderen Worten: Literatur ist nicht die ›Benennung des Unnennbaren‹ von 9/11, sondern der ›Ground Zero‹ für einen Diskurs, der noch aussteht bzw. immer wieder neu einsetzen muss.

Zunächst gilt es zu klären, was unter ›Selbst-Referentialität‹ poetischer Rede zu verstehen ist. Allgemein lässt sich Selbst-Referentialität als die absolute Verschränkung von Form und materiell Ausgesprochenem beschreiben: Der ›Inhalt‹ eines literarischen Textes kann nicht unabhängig von seiner spezifischen Struktur, der individuellen Konfiguration und Komposition seiner sprachlichen Elemente gedacht werden. Dies impliziert jedoch zwei Aspekte, die gerade im Blick auf literarische Texte über den 11. September besonders wichtig werden sowie für die Logik der Verdrängung, die mit diesem Gegenstand verbunden ist:

Einerseits steht die poetische Funktion der Selbst-Referentialität jeder Konzeption repräsentationalistischer Sprache gegenüber, die auf dem Gedanken einer eindeutigen Relation von Wort und Objekt bzw. Signifikant und Signifikat beruht. Paul de Man versteht unter dieser Selbstbezüglichkeit sogar die grundsätzliche Verfaßtheit von Sprache überhaupt: »Insofern jede Sprache begrifflich ist, spricht sie immer schon über Sprache und nicht über Dinge. [...] Jede Sprache ist eine Sprache über Benennen, das heisst eine begriffliche, figurale, metaphorische [Sprache]. Wenn jede Sprache über Sprache spricht, dann ist ihr paradigmatisches Modell eine sich selbst gegenüber tretende Entität.«¹⁹ Poetische Rede, so läßt sich daraus schließen, steht folglich nicht *jenseits* oder *in Opposition* zur Alltagssprache, sondern realisiert und demonstriert hier ihren fundamentalen Charakter.

Andererseits darf Selbst-Referentialität nicht mit Formalismus gleichgesetzt werden, der behauptet, dass das Wesentliche eines literarischen Textes vollständig in diesem Text selbst und seinen sprachlichen Elementen enthalten ist. Auch wenn ein literarischer Text auf sich selbst und seine Verfasstheit verweist, so behauptet diese ›autologische‹ Struktur keineswegs eine Autonomie, die die außersprachliche Realität ausschließt. Mit Lacan bestreite ich keineswegs ein ›Außerhalb‹ der Sprache, aber dieses Außerhalb ist nicht von der Art, dass sich an ihm Bedeutung festmachen könnte. Einerseits ist also alles, was für das Verständnis eines literarischen Textes nötig ist, in Form seiner Elemente gegeben – andererseits sind diese Elemente aber nicht reduzierbar auf ihre phonologischen oder graphematischen Beziehungen untereinander,

19 Paul de Man: *Die Ideologie des Ästhetischen*, aus dem Amerikanischen v. Jürgen Blasius; hrsg. von Christoph Menke, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1993, S. 249f.

insofern sie auf das Reale verweisen und mit ihm verbunden sind; oder um einen anderen Begriff zu verwenden: Sprache ist ›welthaltig‹.

Mit Blick auf den Anspruch der Literatur 9/11 betreffend können wir somit einerseits festhalten, dass jeder unkritische Versuch, die Ereignisse schlicht nachzuerzählen und in der Weise schildern zu wollen, wie sie sich ›tatsächlich zugetragen haben‹, mit dem Ziel, dadurch an den Anfang der Verdrängung zurückzugehen oder diese gar zu vermeiden, in der Affirmation ›ausgehöhlter Benennungen‹ endet. Andererseits hieße eine Verengung der poetischen Sprache auf ihre formalistische Dimension nichts anderes als *l'art pour l'art*, die den *Auslöser* der Verdrängung verfehlen würde.

Diese allgemeine Bestimmung der Selbst-Referentialität als einer der zentralen Eigenschaften literarischer Texte genügt jedoch nicht, um zu erklären, in welchem Verhältnis die poetische Rede zur Logik der symbolischen Ordnung und den Mechanismen des Unbewussten steht. Auch hier hilft Lacans berühmtes Diktum ›Das Unbewusste ist strukturiert wie eine Sprache‹, um zu verstehen, warum Literatur die paradoxe Erfahrung eines Sprechens ermöglicht, das *performativ* auf die Bedingung der Möglichkeit des Sprechens Bezug nimmt.

Es ist auffällig, dass Lacan in seinen Erklärungen der sprachlichen Strukturiertheit des *Unbewussten* auf zwei Funktionen verweist, die für Roman Jakobson die beiden zentralen der Sprache überhaupt darstellen: *Metonymie* und *Metapher*. Entscheidend für das Verständnis dieser Konzeption ist Lacans Gedanke, dass ein Signifikant kein (außersprachliches) Objekt bezeichnet, sondern immer nur differentiell auf einen anderen Signifikanten verweist und verweisen muss, um auch sich selbst wiederum erst differentiell von diesem her bestimmen zu können. Lacan definiert diese *spezifische Verknüpfung von Signifikanten* innerhalb einer konkreten signifikanten Kette als *Metonymie*. Die Metonymie ist das ›Wort zu Wort‹, das in der *horizontalen* Ver- und Angewiesenheit der Signifikanten aufeinander den Mangel des Signifikats mitartikuliert und zugleich das *Begehren* nach diesem Objekt, das im Signifikationsprozess ausgegrenzt wird. Die *Metapher* ruht auf diesem ersten Mechanismus der Sprache auf, insofern sie die Substitution eines Signifikanten durch einen anderen beschreibt. Das Metaphorische der Sprache ist nach Lacan als *Verdrängung* zu begreifen: Das in der Metonymie Nicht-Signifizierbare wird nun auf der Ebene der Signifikanten in der Weise wiederholt, als der substituierte Signifikant als der Abwesend-Anwesende zu verstehen ist. Er rückt in die Position des *Signifikats*, bleibt aber zugleich als Signifikant in einer metonymischen Relation zu der Zeichenkette, die ihn verdrängt hat. Kurz: Die Metapher realisiert die Verdrängung *als* Verdrängung, oder – im Sinne Lacans –: Die Verdrängung und die Rückkehr des Verdrängten sind ›ein- und dasselbe‹.²⁰

20 Vgl. Jacques Lacan: ›Der Kern der Verdrängung‹, in: *Das Seminar. Buch I. Textherstellung* durch Jacques-Alain Miller, übers. von Werner Hamacher, Olten/Freiburg im Breisgau: Walter 1978, S. 239-254, hier S. 244: »Die Verdrängung beginnt, sobald sie ihren ersten Kern gebildet hat. Von nun an gibt es einen zentralen Punkt, um den sich in der Folge die Symptome, die sukzessiven Verdrängungen organisieren können und zugleich – da die Verdrängung und

Da für Lacan jedes Sprechen diesen beiden Mechanismen des Unbewussten unterliegt, muss die Selbst-Referentialität der poetischen Rede auf exakt diese metonymisch-metaphorische Organisation ihrer selbst Bezug nehmen. Dies bedeutet keine ›Poetisierung‹ der beiden Funktionen Jakobsons, sondern die paradoxe Forderung, sich des Unbewussten *bewusst* zu werden, den ›unknown knowns‹, die kontinuierlich in und von unserem alltäglichem Sprechen erzeugt werden. Somit gibt es meines Erachtens keine strikte Trennung oder Grenze zwischen poetischer und alltäglicher Rede, sondern lediglich einen unterschiedlichen Grad an Selbst-Reflexivität.

Nun stellt sich jedoch die Frage, wie diese paradoxe Forderung sprachlich realisiert werden kann. Wie ist Literatur verfasst, wenn die bisherigen Überlegungen folgende Definition zulassen: *Literatur ist die Reflexion auf die Verdrängung der Verdrängung als/in Form einer Verdrängung* – d.h.: Literatur ist nicht nur ein selbst-reflexiver Modus des Sprechens (über ein Objekt wie die Ereignisse des 11. September) sondern gleichzeitig – in Hegels Worten – ›Ausdruck und Darstellung‹ eben dieser Selbst-Reflexion.

Für die weitere Erläuterung dieser besonderen Funktion der Literatur müssen wir einen Schritt zurückgehen und noch einmal die metonymisch-metaphorische Logik der Sprache in den Blick nehmen. Denn nach wie vor ist unklar, wie eine individuelle Signifikantenkette sprachliche Bedeutung erzeugt, wenn eine endlose Verkettung weiterer Signifikanten mit dieser bestehenden Reihe denkbar ist. Einfacher ausgedrückt: Es ist nach wie vor unklar, wie das Signifikat mit den Signifikanten verknüpft ist. Lacan zufolge ist die Bedeutung der Signifikanten erst dann festgelegt, wenn sie in einem Satz stehen und dieser vollendet ist. Diese bedeutungsstiftende Komplettierung verdankt die Signifikantenkette der sogenannten *Interpunktion*: »[I]st die Interpunktion einmal gesetzt, so fixiert sie die Bedeutung«²¹.

Die selbst-reflexive Struktur literarischer Texte kann nun als eine kontinuierliche ›Selbst-Interpunktion‹ verstanden werden. Mit anderen Worten: Die Interpunktion initiiert in literarischen Texten eine dialogische Situation – sie initiiert eine besondere Form der Kommunikation, die in Begriffen der Lacanschen Theorie der psychoanalytischen Kur beschrieben werden kann. An dieser Stelle möchte ich Lacan beim Wort nehmen, dass »im menschlichen Sprechen [...] der Sender immer gleichzeitig auch der Empfänger«²² ist. Bereits die ersten Worte eines literarischen Textes besitzen eine Bedeutungsdimension, die sich jeder bewussten Intentionalität entziehen – sowohl für den Autor wie den Leser. Die Reflexion auf diesen ›Bedeutungsüberschuss‹ führt zu einer ›Übertragung‹: Das Subjekt setzt den Text als ein *sujet supposé savoir*, als ein ›Subjekt, dem Wissen unterstellt wird‹. Der Text wird folglich als derje-

die Wiederkehr des Verdrängten dasselbe ist – die Wiederkehr des Verdrängten.«

21 Jacques Lacan: »Fonction et champ de la parole et du langage«, in: *Écrits*, Paris: Édition du Seuil 1966, S. 225-322, hier S. 313f.; übersetzt von M.E.

22 Jacques Lacan: »Die Bedeutung des Wahns«, in: *Das Seminar. Buch III. Textherstellung durch Jacques-Alain Miller*, übers. von Michael Turnheim, Weinheim/Berlin: Quadriga 1997, S. 24-37, hier S. 33.

nige gedacht, der Wissen über die unbewusst mitartikulierte und dem Subjekt nicht einsichtige Bedeutung seiner eigenen Worte besitzt. Bereits diese Unterstellung (dass der Text derjenige ist, der ›weiß‹) erlaubt die Aufdeckung ansonsten unberücksichtigt gelassener Semantik und schafft *retroaktiv* den Zugang zu einer nicht-intentionalen Bedeutung. Um genauer zu sein: Die Übertragung ist die *Bedingung* und zugleich der *Auslöser* der ›kontinuierlichen Selbst-Interpunktion‹, die als ein analytischer Dialog poetischen Sprechens beschrieben werden kann, in dem ›der Sender seine eigene Botschaft [allein] vom Empfänger‹²³ empfängt. Infolge der kontinuierlichen Deutung der poetischen Rede initiiert das Subjekt die Rückkehr seiner eigenen Worte in ihrer wahren und unbewussten Bedeutung. Somit erzeugt die selbst-reflexive Verfaßtheit der Literatur »nicht nur keine Selbstkoinzidenz und keine Selbstgegenwärtigkeit [...], sondern vielmehr die Heraufkunft des Selbst, des ›Sprechens‹ oder ›Schreibens‹ von sich selbst als anderem«²⁴.

Im Unterschied zur Alltagssprache resultiert die Fortsetzung des Sprechens aus dieser dialogischen Reflexivität auf das zuvor Gesagte und als eine spezifische Reaktion auf den vom Text bis dato etablierten Sinn. Und obwohl das Subjekt um die vom Text ausgelöste Interpunktion des Sprechens weiß, unterläuft und verändert diese retroaktiv dessen intendierte Aussage. So wird beispielsweise die Homophonie eines Wortes mit einem anderen sichtbar oder ein zunächst unscheinbar wirkender Satz artikuliert eine Mehrdeutigkeit, die den Textsinn entscheidend erweitert und modifiziert.

Entsprechend lässt sich die Beziehung der beiden Subjekte – des Autors/Lesers auf der einen und des literarischen Texts auf der anderen Seite – als eine Potentialisierung der analytischen Situation der Kur verstehen: Der Autor/Leser eines Textes hat nicht nur auf die Interpunktion seines Analytikers zu hören, sondern er muss sich selbst im Schreiben/Lesen unterbrechen, d.h. Analytiker und Analysand zugleich sein. Allein die Offenheit gegenüber dieser – in Hölderlins Worten – ›eigenen Rede des andern‹²⁵ ermöglicht ein Bewusstsein für die Blockierung und Fixierung der alltäglichen Rede im Imaginären.

Daraus folgt aber auch – und besonders im Blick auf das ›Erzählen einer Katastrophe‹ wie der des 11. September –, dass für einen literarischen Text die Vorstellung einer Position *außerhalb* des Sprechens aufgegeben werden muss: Es gibt keine Bedeutung der Rede, die dem konkreten Sprechen in seinem Vollzug vorgängig wäre. Somit ist kein verändertes Denken und Sprechen über 9/11 von einem Modus des Sprechens denkbar, das nicht von der Dialogizität zwischen dem Subjekt und seiner eigenen Rede strukturiert wird. Im Gegenteil: »Vor jeder Funktion ›der Übermittlung einer Botschaft‹ ist die

23 Jacques Lacan: »Le séminaire sur ›La lettre volée‹«, in: *Écrits*, Paris: Édition du Seuil 1966, S. 11-61, hier: S. 41.

24 Jacques Derrida: *Psyche*, übers. v. Markus Sedlaczek, Wien: Passagen 2001, S. 20

25 Vgl. Friedrich Hölderlin: »Die Wanderung«, in: *Flora*. Deutschlands Töchtern geweiht von Freunden und Freundinnen des schönen Geschlechts. Drittes Vierteljahr. Viertes Vierteljahr. 1802, S. 27-32.

Sprache ein Anrufen des anderen«²⁶. Das bedeutet wiederum: Wenn jedes Sprechen des Subjekts einen An-Sprecher erfordert, dann ist der Empfänger dieser Rede die Intersubjektivität.²⁷ Es bedarf des A/anderen: Zum einen des anderen Subjekts, des literarischen Textes, der sich dynamisch verändert in seiner Entwicklung, des Textes in seiner »radikale[n] Alterität, [...] welche die illusorische Andersheit des Imaginären transzendiert, weil sie nicht durch Identifikation aufgehoben werden kann«, des Textes also in seiner »unassimilierbaren Einzigartigkeit«²⁸ – und zum anderen bedarf es der »symbolischen Ordnung, welche die Beziehung mit diesem anderen Subjekt vermittelt«²⁹. So lässt sich mit Lacan sagen, dass die analytische Erfahrung »in einem Dreierverhältnis und nicht in einer Zweierbeziehung«³⁰ zu formulieren ist – das Subjekt wie der Text sind gleichermaßen einer dritten Kraft untergeordnet: der Sprache selbst.

Diese besondere Verfaßtheit der Literatur begründet auch ihren Status als »paradigmatische Rede«: Ein literarischer Text ist – mit Agamben gesprochen – »ein einzelnes Objekt, das, gültig für alle anderen Objekte seiner Klasse, die Intelligibilität des Ensembles definiert, dem es zugehört und das es zugleich konstituiert«³¹. Das heißt: Literatur ist »Ausdruck und Darstellung« des Sprechens als solchem – sie ist strukturiert *durch* die Reflexion auf seine eigenen Bedingungen, und zugleich *zeigt* sie diese Reflexivität. Allein diese doppelte Reflexivität garantiert, dass ein literarischer Text, der ein Ereignis wie das des 11. September thematisiert, nicht einfach nur eine weitere Rede neben anderen darstellt, sondern ein Sprechen, das ein neues Denken initiiert, indem es die Logik des Symbolischen offenlegt. Im Unterschied zur Alltagssprache verhindert die Literatur, unbewusst immer wieder nur die gleichen sprachlichen Muster des Imaginären zu wiederholen, indem sie diese irritiert und unterminiert. Literatur richtet den Blick auf »das Andere« – das Unverständliche und Unbegreifliche –, indem es dieses Andere *im* und *am* Sprechen selbst sichtbar macht.

Es würde daher ein Missverständnis bedeuten, literarische Texte in der Weise zu verstehen, dass sie ein für allemal die Signifikanz bestimmter Worte verändern, die den dramatischen Veränderungen einer Realität wie der Realität nach dem 11. September nicht mehr angemessen sind – oder dass sie gar in die Mechanismen des Unbewussten eingreifen, die diese Bedeutung erzeugt haben. Im Gegenteil: Literatur lässt sich vielmehr als eine reflexive Umkehrung und Erweiterung des berühmten Buchtitels von John Austin beschrei-

26 Dylan Evans: *Wörterbuch der Lacanschen Psychoanalyse*, aus dem Englischen v. Gabriella Burkhardt, Wien: Turia + Kant 2002, S. 283.

27 Vgl. Evans, *Wörterbuch der Lacanschen Psychoanalyse*, S. 155.

28 Evans, *Wörterbuch der Lacanschen Psychoanalyse*, S. 39.

29 Ebd.

30 Jacques Lacan: »Einführung in die Kommentare zu den technischen Schriften von Freud«, in: *Das Seminar. Buch I*, übers. von Werner Hamacher, Berlin: Quadriga 1990, S. 13-27, hier S. 19.

31 Giorgio Agamben: *Signatura rerum. Zur Methode*, aus dem Italienischen v. Anton Schütz, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2009, S. 20.

ben: Die Frage *der* Literatur ist nicht ›How to Do Things with Words‹, sondern ›What are we Doing when Words Do Things with Us‹. So muss der Ausdruck ›der Anspruch der Literatur‹ bezüglich 9/11 in zweierlei Hinsichten gelesen werden, die ihren fundamental *dialogischen* Charakter verdeutlichen: einerseits als Anspruch *an die Literatur*, die Erfahrung eines veränderten und sozusagen ›aufgeklärten‹ Modus des Sprechens zu ermöglichen – andererseits als Anspruch der Literatur *an uns*, uns zu unserer eigenen Rede zu verhalten und eine kritische Haltung ihr gegenüber einzunehmen. Und obwohl mit Blick auf die Frage ›Wie kann man von der Katastrophe erzählen?‹ eine ›vollständige Bewusstheit‹ im Sprechen ein unerreichbares Ideal darstellt, bleibt es doch das leitende Prinzip und zugleich der ewige Prüfstein für jedes Narrativ der Ereignisse.

Um die Umsetzung dieses dialogischen Charakters der Literatur an einem konkreten Beispiel aufzuzeigen, möchte ich meine Überlegungen mit einer kurzen Interpretation einer Passage aus Thomas Lehrs *September. Fata Morgana* abschließen. Lehrs Roman kann als einer der innovativsten Versuche angesehen werden, ein den Ereignissen von 9/11 angemessenes Sprechen zu realisieren – ein Sprechen, das sich der Vorgängigkeit der Sprache bewusst ist und das Ringen um einen individuellen Ausdruck *innerhalb* der Alltagssprache ins Zentrum stellt. Lehr erzählt in *September. Fata Morgana* die Geschichte zweier Väter und zweier Töchter, die Geschichte vier parallel verlaufender Leben, die untrennbar mit zwei katastrophalen Ereignissen verbunden sind: dem Anschlag auf das World Trade Center von 2001 und einem Bombenattentat in Bagdad während des Irak-Krieges im Jahr 2004. Das Singuläre an Lehrs komplexer Erzählform besteht nicht allein in der nicht-linearen Narration, die sich in die vier Protagonisten als vier Erzähler aufspaltet. Weit bedeutsamer und prägender ist die Verschränkung zweier literarischer Gattungen: Prosa und Lyrik. Der Text ist durch Binnenreime, metrische Figuren, Alliterationen, Assonanzen und freie Zeilen- bzw. Versumbrüche strukturiert, die eine konventionelle Erzählform unterlaufen und irritieren. Die weitreichendste formale Entscheidung ist jedoch Lehrs Verzicht auf jegliche Zeichensetzung. Im Horizont meiner an Lacan orientierten theoretischen Überlegungen wird dies besonders relevant: Das Fehlen einer grammatikalisch gesicherten Gliederung und Strukturierung der Rede bedeutet gerade nicht die *Absenz* von Interpunktion, sondern – im Gegenteil – die vom Text formulierte Aufforderung *zur* Interpunktion, d.h. der Anspruch *des* Textes, unablässig auf die Sinnerzeugung und -verschiebung zu reflektieren, die sich mit und an jedem Wort vollzieht.

Ein Abschnitt aus dem ersten Kapitel »I. Das Schiff« kann als eindrucksvolles Beispiel für diese absolute Untrennbarkeit von ästhetischer Formgebung und materiell Ausgesprochenem und für diesen besonderen ›selbstreflexiven‹ Modus des Schreibens verstanden werden. Die ersten Zeilen des Abschnitts lauten

Etwas muss sich in dir
auftrennen
es ist nicht möglich zu überleben wenn du aus einem Stück gemacht
sein willst [...] ³²

Der Erzähler (»Martin«) spricht hier von der Notwendigkeit einer Teilung bzw. »Auftrennung« von »Etwas« im (anderen) Subjekt, was zugleich die Spaltung dieses Subjektes zur Folge hat. Ein »Überleben« ist nur möglich unter der Bedingung, dass das (andere) Subjekt, an das diese Aufforderung ergeht, nicht länger beansprucht, »eins« bzw. »eines« zu sein – d.h. wenn es bereit ist, seinen Status als ein mit sich völlig identisches »In-Dividuum« aufzugeben. ³³ Der Bedeutung des Wortes »auftrennen« entspricht dabei seiner Position innerhalb des Satzes, seiner räumlichen Stellung, aus der die auffällige Strukturierung des Abschnittes resultiert: »auftrennen« markiert den doppelten Zeilenumbruch, der den ersten »Satz« – liest man die ersten fünf Zeilen als eine solche Einheit – in zwei Hälften trennt. Mit diesen »Versen« hat sich zugleich eine *Invertierung* im Sprechen ereignet, die in sich gegenläufige Bewegung, die ich bereits kurz erwähnte. Denn war in der ersten bzw. den ersten beiden Zeilen noch davon die Rede, dass sich »etwas« im Subjekt auftrennen müsse, d.h. das, was sich *im* Subjekt teilt, von diesem unterschieden(!) wird, so radikalisiert sich diese Forderung ab Zeile 3, insofern nun das Subjekt selbst nicht mehr »aus einem Stück gemacht sein« dürfe.

Infolge dieser genauen Lektüre wirkt die Fortführung des Sprechens umso irritierender:

es ist nicht möglich zu überleben wenn du aus einem Stück gemacht
sein willst wie eine gläserne Kugel die auf einen Steinboden geschleudert
wird es ist nicht möglich ³⁴

Die Vorstellung einer *in-dividuellen* Identität, die es laut dem Erzähler zu überwinden gilt, wird nun in einen metaphorischen Vergleich gezogen. An der Rede von »einem Stück«, so lässt sich diese Verschiebung verstehen, blieb etwas ungesagt, was jetzt in Form »uneigentlicher« Rede zur Sprache kommen

³² Thomas Lehr: *September. Fata Morgana*, München: Hanser 2010, S. 140.

³³ Ich kann an dieser Stelle nur darauf hinweisen, dass der Gedanke einer notwendigen Teilung des Subjekts im Horizont meiner bisherigen Ausführungen auch in Bezug auf Lacans Postulat der irreduziblen, nicht-synthetisierbaren, darin aber das Subjekt erst konstituierenden Spaltung des Subjekts gelesen werden kann, die sich mit mit jedem Sprechen von Neuem ereignet und wiederholt: Die *barre* trennt das sprechende Subjekt von dem seiner Aussage, d.h. sie markiert die Grenze zwischen der bewussten Intention der Rede und dem, was tatsächlich und unbewusst (mit)gesagt ist. Lehr – so meine These – gelingt es, diese Grenze *als* Grenze literarisch zur Darstellung zu bringen; er unterliegt folglich nicht der Versuchung, diese Grenze aufheben zu wollen, sondern zeigt sie in ihrer Sprache wie Subjektivität erst ermöglichenden Teilung.

³⁴ Lehr, *September. Fata Morgana*, S. 140.

soll. Die »gläserne Kugel« wird zum Bild für die fälschlich angenommene Subjektivität, die »zu Bruch« geht, sobald sie auf einem harten Grund aufschlägt. Mit der Glaskugel erfolgt jedoch eine wesentliche Bedeutungserweiterung des Passage, bei der die Zerbrechlichkeit menschlicher Individualität nur einen Aspekt benennt. Zugleich ruft die Metapher einen Kontext auf, der unmittelbar mit der Lektüre des Textes bzw. der Selbst-Thematisierung des poetischen Sprechens verbunden ist: Glaskugeln sind einerseits Symbol und Medium der »Wahrsage-« und »Zeichendeutungskunst«, der Hellseherei und Prophetie. Andererseits stellten die ursprünglich aus Beryll hergestellten Kugeln die erste Lesehilfe dar, einen Text zu vergrößern bzw. genauer zu betrachten; die halbierten(!) Kugeln wurden ab dem 13. Jahrhundert als sogenannte »Lesesteine« (*lapides ad legendum*) benutzt.³⁵ Mit der »gläserne[n]« Kugel werden somit zwei zentrale Punkte thematisiert: einerseits spricht der Erzähler dem Subjekt (und damit sich selbst) die Möglichkeit des (wörtlich zu verstehenden) »Wahrsagens« ab, andererseits evoziert der Text ein »genaues« Lesen, das auf die Feinheit der Rede achtet – genauer: er lenkt den Blick auf den nur »mittelbaren« und »uneigentlichen« Modus des Sprechens, das in den Aussagen über die Subjektivität des Angesprochenen zugleich Auskunft über seine eigene Verfaßtheit gibt.

Im darauf folgenden Absatz wird die Rede des Erzählers weiter invertiert, nach innen verkehrt und wechselt das Tempus:

auch wenn ich zunächst so unfassbar ahnungslos blieb und keinen Riss in mir spürte ich hätte den Einschlag in den Südturm schier ohne Verzögerung mitverfolgen können (auf der geschlossenen unzerbrochenen gläsernen Schicht) in Echtzeit ich bin eine Viertelstunde vor neun zurück ins Haus gekommen (in eben der Minute den Sekunden womöglich) ich lasse tagsüber nie den Fernseher laufen ich schalte kein Radio ein ich bin so

Eine detaillierte textnahe Lektüre des Absatzes, die der Verschränkung all seiner Bezüge, Bedeutungsebenen und Anspielungen gerecht wird, würde den Rahmen dieser Untersuchung übersteigen, und so möchte ich mich lediglich auf die inhaltlichen wie formalen Momente konzentrieren, die in der Interpretation der vorangehenden Zeilen sichtbar wurden. Mit dem Tempuswechsel bzw. der explizit geäußerten komplexen Zeitlichkeit und den Zeitverhältnissen wird die fortgesetzte Thematisierung der Teilung, des »Reißens« und der »Zerbrechlichkeit« wesentlich erweitert bzw. mit dieser verschränkt. Die »Ahnungslosigkeit« von dem »Riss in mir« weist einerseits zurück auf die zuvor ausgeschlossene Prophetie, die eine intakte »gläserne Kugel« verheißen würde – andererseits findet bereits zwei Zeilen darauf ein »Medienwechsel« statt: vermittelt einer »geschlossenen unzerbrochenen gläsernen Schicht« soll

35 Vgl. Marion Janzin, Joachim Günter: *Das Buch vom Buch*, Hannover: Schlütersche 2006, S. 97.

mit einer nur leichten »Verzögerung« ein Blick auf die Gegenwart möglich werden. Die okkulte Kugel wird – in Analogie zum halbierten ›Lesestein‹ – zur ›Mattscheibe‹, zum *Display* der Ereignisse. Die Relevanz dieses besonderen Mediums ›Fernseher‹ wird wenige Absätze später vollends ersichtlich:

DER FERNSEHAPPARAT

ich bin da es ist

da

ich

(werde es niemals

berühren können ich)

stehe

auf dem gläsernen fliegenden Teppich zweihundert Meter hoch in
der Luft über Downtown Manhattan [...]»³⁶

Der »Riss« im Subjekt, den die Ereignisse des Anschlags auf die Twin Towers auslösten, realisiert sich – der Logik des Traumas im Sinne Lacans folgend – erst *nachträglich* und *wiederholt*: Erst das zweite, medial vermittelte Ereignis vollzieht die Spaltung, die *Distanz* im Subjekt, die im Text an der zerstückelten und gleichzeitig ›aufgetürmten‹ Rede des Erzählers sichtbar wird. Das Fernsehbild ist Medium der »zukünftigen / Erinnerung«³⁷, des *futur antérieur*, dessen, was das Subjekt gewesen sein wird. Die hohe Selbstreflexivität von Lehrs poetischem Sprechen, das die Revision der im Imaginären stillgestellten und abgeschliffenen Bedeutung zum Ausgang nimmt, um deren unbewusste Bedeutung in der Alltagssprache freizulegen, zeigt sich besonders eindrücklich daran, um welche Fernsehsendung es sich bei diesem ›zweiten Ereignis‹ handelt: »BREAKING NEWS«³⁸. Nicht die Berichterstattung und deren ›Wiederholungsschleife‹ (das Fernsehbild lässt die Twin Towers »verschwinden wieder auftauchen wieder / verschwinden«³⁹) führt zu einer Bewusstwerdung der Subjektspaltung und der Verdrängung des ›unfassbar‹ Realen, die ein ›Überleben‹ möglich machte. Das zweite Ereignis wird vielmehr durch das *Wort* (›breaking‹) ausgelöst, in dem die mediale Vermittlung der Ereignisse (›Breaking News‹), die schützende Reaktion auf den Anschlag (Spaltung) sowie deren sprachliche Form (Zeilenbruch) koinzidieren.

Bereits diese ausschnittshafte Interpretation des Romanes zeigt, wie sehr *September. Fata Morgana* den ›Anspruch der Literatur‹ erfüllt, wie ich ihn oben skizzierte. Der Text vollzieht einen Bewusstwerdungsprozess an und in der Sprache, der das Verdrängte *als* Verdrängtes mit Blick auf 9/11 zur Darstellung bringt. *September. Fata Morgana* betont die Unmöglichkeit einer objekti-

³⁶ Lehr, *September. Fata Morgana*, S. 141.

³⁷ Ebd., S. 140

³⁸ Ebd., S. 142.

³⁹ Ebd., S. 141.

ven und ›wahrheitsgetreuen‹ Schilderung der Anschläge: Was 9/11 war, was ›es gewesen sein wird‹, ist stets individuell und immer wieder neu als Reflexion auf die eigene Rede über die Ereignisse zu bestimmen.

LITERATUR

- Agamben, Giorgio: *Signatura rerum. Zur Methode*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2009.
- Badiou, Alain: »Philosophy and the ›war against terrorism‹«, in: ders., *Infinite Truth. Truth and the Return to Philosophy*, London, New York: Continuum 2004, S. 141-164.
- Belau, Linda: »Trauma and the Material Signifier«, in: *Postmodern Culture* 11.2 (2008) (zit. 05.12.2012), <http://pmc.iath.virginia.edu/text-only/issue.101/11.2belau.txt>.
- Chomsky, Noam: »9-11« (2001, zit. 17.08.2012), http://www.thirdworldtraveler.com/Chomsky/9-11_Chomsky.html.
- Chomsky, Noam: »Who are the Global Terrorists?« (2002, zit. 17.08.2012), <http://www.chomsky.info/articles/200205--02.htm>.
- de Man, Paul: *Die Ideologie des Ästhetischen*, aus dem Amerikanischen v. Jürgen Blasius; hrsg. von Christoph Menke, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1993.
- Derrida, Jacques: *Psyche*, Wien: Passagen 2001.
- Evans, Dylan: *Wörterbuch der Lacanschen Psychoanalyse*, Wien: Turia + Kant 2002.
- Geertsma, Anke: »Redefining Trauma Post 9/11: Freud's Talking Cure and Foer's Extremely Loud and Incredible Close«, in: *aspeers* 4 (2011), S. 91-108.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Phänomenologie des Geistes*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979.
- Hölderlin, Friedrich: »Die Wanderung«, in: *Flora. Deutschlands Töchtern geweiht von Freunden und Freundinnen des schönen Geschlechts*. Drittes Vierteljahr. Viertes Vierteljahr. 1802, S. 27-32.
- Janzin, Marion/Günter, Joachim: *Das Buch vom Buch*, Hannover: Schlütersche 2006.
- Lacan, Jacques: »Le séminaire sur ›La lettre volée‹«, in: *Écrits*, Paris: Édition du Seuil 1966, S. 11-61.
- Lacan, Jacques: »Fonction et champ der la parole et du langage«, in: *Écrits*, Paris: Édition du Seuil 1966, S. 225-322.
- Lacan, Jacques: »Der Kern der Verdrängung«, in: *Das Seminar. Buch I. Textherstellung durch Jacques-Alain Miller*, übers. von Werner Hamacher, Olten/Freiburg im Breisgau: Walter 1978, S. 239-254.

- Lacan, Jacques: »Einführung in die Kommentare zu den technischen Schriften von Freud«, in: *Das Seminar. Buch I*, übers. von Werner Hamacher, Weinheim/Berlin: Quadriga 1990, S. 13-27.
- Lacan, Jacques: »Die Bedeutung des Wahns«, in: *Das Seminar. Buch III*. Textherstellung durch Jacques-Alain Miller, übers. von Michael Turnheim, Weinheim/Berlin: Quadriga 1997, S. 24-37.
- Lehr, Thomas: *September. Fata Morgana*, München: Hanser 2010.
- Malabou, Catherine: *Les nouveaux blessés. De Freud à la neurologie, penser les traumatismes contemporains*, Paris: Bayard Jeunesse 2007.
- Perez-Rivas, Manuel: »Bush vows to rid the world of ›evil-doers‹«, in: CNN.-com/U.S. (September 2001, zit. 05.12.2012), <http://archives.cnn.com/2001/US/09/16/gen.bush.terrorism/>
- »Transcript of President George W. Bush's address to a joint session of Congress on Thursday night« (September 2001, zit. 17.08.2012), http://articles.cnn.com/2001-09-20/us/gen.bush.transcript_1_joint-session-national-anthem-citizens/4?s=PM:US.
- Versluys, Kristiaan: *Out of the Blue. September 11 and the Novel*, New York: Columbia University Press 2009.
- Žižek, Slavoj: »Descartes and the Post-Traumatic Subject«, in: *Filozofski vestnik*, Vol. XXIX, Number 2 (2008), S. 9-29.
- Žižek, Slavoj: *Lacan. Eine Einführung*, übers. v. Karen Genschow u. Alexander Roesler Frankfurt am Main: Fischer 2008.